

Ich freue mich auf meinen Tod (BWV 82.5)

Lebenslust und Todessehnsucht – das waren im Barock keine Widersprüche, sondern Haltungen, die sich gegenseitig bedingten und verstärkten. Das spiegelt sich auch in Bachs Kantatenwerk wider. Nach Schweitzer war Bachs ganzes Denken „von einem wunderbaren, heiteren Todessehnen verklärt“. Sogar, vielleicht auch gerade zu christlichen Jubelfesten wird das manifest. „Ich ende/ Behende/ Mein irdisches Leben./ Mit Freuden/ Zu scheiden/ Verlang ich itzt eben“ (BWV 57) heißt es zu Weihnachten, „Letzte Stunde, brich herein,/ Mir die Augen zuzudrücken!“ (BWV 31) klingt es zu Ostern, „Mein Gott! Wenn fahr ich doch dahin,/ Woselbst ich ewig fröhlich bin?“ (BWV 43) sehnt sich der Gläubige zu Himmelfahrt, und zu Pfingsten ist zu hören: „Drum folgen wir mit Freuden bis ins Grab./ Auf! Eilt zu ihm, verklärt vor ihm zu stehen“ (BWV 184).

Merkwürdig mutet heute auch die Interpretation von Totenerweckungen oder Krankenheilungen an. An die Stelle der erwarteten Lebensbejahung tritt im Gegenteil ein verstärktes Todesverlangen. Die Wunderberichte werden als Gleichnis verstanden: Auch ich werde auferweckt werden, und ich kann es kaum erwarten, und deshalb möchte ich möglichst bald sterben. So heißt es denn im Kontext der Auferweckung des Jünglings von Nain „Komm, du süße Todesstunde.../ Mache meinen Abschied süße,/ Säume nicht,/ Letztes Licht“ (BWV 161) oder „Ach schlage doch bald, selge Stunde,/ Den allerletzten Glockenschlag!“ (BWV 95). Auf die Heilung des Gichtbrüchigen folgt als Reaktion „Komm, o Tod, du Schlafes Bruder“ (BWV 56). Die Auferweckung der Tochter des Jairus wird mit dem Gebet „Herr, wenn es dir gefällt,/ So spanne mich doch aus!“ (BWV 60) quittiert.

Die Musik zu diesen Texten ist von exquisiter Erlesenheit. Die Bandbreite reicht von ekstatischer Freude bis zu mystischer Versenkung. Diese Vertonungen offenbaren die innerste Religion Bachs (DÜRR). Hier wird das Pochen seines Herzbluts ganz unmittelbar vernehmbar, ja am eigenen Leib erfahrbar. Rose Ausländer hat diese Erfahrung in die wunderbaren Verse gefasst: „Bach/ mein Blutstrom/ zum Himmel“. Das friedliche, gelöste „Es ist genug“ tönt unvermindert über die Jahrhunderte hinweg. Es ist so ganz das Gegenteil des Faustischen Festhaltenwollens des Augenblicks: „Verweile doch, du bist so schön!“ Es klingt vielmehr wie „Gehe zu Ende, es kann nicht mehr schöner werden“ oder ganz banal ausgedrückt: „Wenn es am schönsten ist, soll man aufhören“ oder auch „Rom sehen und sterben“ – was soll denn noch kommen?

Natürlich gibt es auch die andere Seite, den Ekel vor dem Leben, die Not und die Sorge, die Angst, den göttlichen Ansprüchen nicht genügen zu können, also Schuld und Sünde, die den Todesgedanken als Flucht aus dem Leben meinen, um nicht doch noch der Versuchung zu erliegen und das Heil zu verspielen, durch Schwäche der Erlösung verlustig zu gehen. Mit diesen Todeswünschen ist die Angst vor dem Jenseits, vor dem strengen Strafgericht und der Möglichkeit ewiger Verdammnis unlösbar verbunden. Hier zeigt sich die Existenzangst gleichermaßen vor und nach dem Tode. Das Leben wird als unlösbares Verhängnis gesehen, das allenfalls die Hoffnung zulässt, dass Jesus ja nicht für die Gerechten, sondern für die Sünder gestorben ist und von daher auf Gnade zwar nicht gerechnet, aber spekuliert werden darf. Literarischen Ausdruck findet dieser Gedanke in der mittelalterlichen Sequenz Dies irae, in der es heißt: Jesus, erinnere dich, dass ich, der Sünder, der Grund deines Lebens bin.

Dass der Tod dem Leben vorzuziehen sei, hat eine lange Tradition. Schon bei Sophokles heißt es, das größte Glück sei, nicht geboren zu werden. Kierkegaard beschreibt den Tod als das allen Menschen gemeinsame Glück, und von Heine stammt der Begriff „todbeglückt“ – um nur einige willkürlich ausgewählten Zeugen anzuführen. Diese Urteile können ganz

grundsätzlich, ohne biografischen Hintergrund ausgesprochen werden: Auch wenn man das Leben nicht als Unglück sieht, kann man den Tod als Glück betrachten.

Soll – muss – darf man den eigenen Tod herbeiführen? Für die Christen zu Bachs Zeit war dies kein Thema. Das Leben und seine Dauer sind von Gott bestimmt, und „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“. Aber man darf den Tod selbstverständlich herbeisehnen. Seneca hatte dafür nur Verachtung übrig: „Vollends scheint mir nichts schimpflicher, als den Tod zu wünschen. Denn wenn du Leben willst, was wünschst du zu sterben? Oder wenn du es nicht willst, was bittest du die Götter um etwas, was sie dir bei der Geburt gegeben haben? Denn dass du irgendwann einmal stirbst, ist dir auch gegen deinen Willen gesetzt; dass du stirbst, wann du willst, liegt in deiner Hand. Das eine ist für dich unausweichlich, das andere steht dir frei... Einer schwachen Seele Worte sind das.“ Heute mutet diese Argumentation auch ohne religiösen Hintergrund zu streng an. Die Ethik der „Ehrfurcht vor dem Leben“ (Schweitzer) etwa fordert diese auch von der eigenen Existenz ein. Und selbst der Existenzialismus Camus'scher Prägung verwirft die Selbsttötung, und zwar gerade als Konsequenz und letzten Schluss der absurden Argumentation. Sie ist kein Ausweg aus der Daseinsabsurdität. Das Leben auszuhalten, es nach Möglichkeit zu genießen und dennoch sein Ende zu wünschen ist eine authentische Haltung unserer Zeit geworden.

Ich habe genug“, so lautet der Titel der „Todessehnsuchts-Kantate“ (SCHWEITZER) zum Fest Mariä Reinigung (40 Tage nach Weihnachten, also am 2. Februar), besser bekannt als Lichtmess. Simeon, einem frommen und gottesfürchtigen Mann, „war vom Heiligen Geist geoffenbart worden, er werde den Tod nicht sehen, bevor er den Messias des Herrn gesehen habe“. Und als er Jesus auf die Arme nahm, wusste er, dass sich die Verheißung erfüllt hatte, und er sang seinen berühmten Lobpreis: „Nun entlässest du deinen Diener, Herr, nach deinem Worte in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil geschaut.“ Mag bei Simeon der Tod schon absehbar und lediglich aufgeschoben sein bis nach dem Anblick des Jesusknaben, so verlagert sich die Bedeutung in der christlichen Gemeinde: Wer Jesus auf seine „begierigen Arme genommen“ hat, möchte – egal in welchem Lebensalter – nur noch sterben, weil keine Steigerung mehr möglich und jede Zeit bis zum Tod unweigerlich Zeitverschwendung ist. Auf diesem Gedanken beruht die ganze Kantate. Wohl klingen zweimal Begriffe eines Überdrusses auf, nämlich Elend und Not, aber der Tenor liegt eindeutig auf der unüberbietbaren Fülle des Heils, die jedes weitere Leben überflüssig macht. Ich habe Jesus gesehen, jetzt wünsche ich nur noch „mit Freuden von hinnen zu scheiden“, und die Augen werden aufgefordert, „sanft und selig“ zuzufallen, um „in Friede“ dahinzufahren.

Bei säkularisierter und doch bibelnaher Betrachtung ließe sich bei der alttestamentlichen Formulierung „alt und lebenssatt“ ansetzen. Dieses Begriffspaar sollte nicht als Parallelismus membrorum, also der Wiederholung eines Ausdrucks mit anderen Worten, aufgefasst werden; vielmehr sind sie als unterschiedene Begriffe zu sehen, die nicht in einem notwendigen Zusammenhang stehen. So könnten sie getrennt werden. Als Ergebnis erhielte man dann einen Zustand – lebenssatt –, der nicht mehr an das Lebensalter, aber auch nicht an konkrete Glücks- oder Leidenserfahrung gebunden ist, eine Art Bilanz, die ohne Verbitterung und Verzweiflung erfolgt, die einfach sagt: Eigentlich erwarte ich nichts mehr, ich habe mein Leben gelebt, und jetzt habe ich genug. „Ich bin nicht lebensmüde, aber es reicht, ich habe genug gesehen für mein Billet“, heißt es einmal bei Reinhold Schneider. Ob man dann seine Tage noch hinbringt bis zum Ende oder dieses selbst herbeiführt, ist ohne Belang. Gelöst, erlöst von der Androhung ewiger Verdammnis und im Bewusstsein, einen gewissen Abschluss erreicht zu haben, ist das nur noch eine Frage des persönlichen Stils.